

Die Meyer-Heide-Geigen

Robert Meyer, der Geigenbauer von Friedrichsfeld

Von Heinrich Terbrüggen

In den letzten Jahren vor dem Kriege entwickelte sich in Friedrichsfeld ein wissenschaftliches Zentrum zur Erforschung der Geigenbautechnik. Oberingenieur Robert Meyer, der Geschäftsführer der Siedlungsgesellschaft Friedrichsfeld, hatte sich in seinem Hause eine kleine Werkstatt eingerichtet, in der er die praktischen Ergebnisse seiner Forschungen auswertete. Seine These lautete, daß es möglich sein müßte, klangschöne, fehlerfreie Geigen in Serie herzustellen indem man die Arbeit auf verschiedene Arbeitskräfte verteilte. An der Technischen Hochschule in Aachen hatte Robert Meyer Gelegenheit, eine der kostbarsten Geigen, die berühmte „Lorenzo“, die sich im Besitze der Familie Talbot in Aachen befindet, zu studieren, mit den feinsten Instrumenten zu messen und zu erproben. Er kam von der Technik und versuchte, mit ihrer Hilfe hinter das Geheimnis der altitalienischen Meistergeigen zu kommen. Er sammelte die Literatur über Versuche, diese Geigen nachzubauen und lernte zuerst einmal selber den Bau dieser Instrumente bei Meister Otto Möckel, einem der besten Geigenbauer, wobei er Gelegenheit hatte, berühmte Geigen zu untersuchen. Fast unübersehbar waren die Versuche, die unternommen wurden, um den sogenannten „italienischen Ton“ bei Geigenneubauten zu erzwingen. Die Zahl der angeblichen Entdecker des Geheimnisses des Stradivarius war Legion. Die einen resignierten, andere suchten nach einem verlorengegangenen Rezept für die Lackbereitung. Robert Meyer ging einen andern Weg. Er vermutete nämlich, daß das verwendete Holz eine ausschlaggebende Rolle spielte. Zwei Jahre widmete sich Robert Meyer ausschließlich der experimentellen Holzuntersuchung, dann erst begann der schwierige Teil der wissenschaftlichen Arbeit. Über dreißig Geigen mußten gebaut werden, ehe das Verhältnis der Hölzer von Boden und Decke zueinander einigermaßen festlag.

Einen wertvollen Mitarbeiter erhielt Robert Meyer in dem Geigenbauer Dürrschmitt aus Markneukirchen, der den Zuschnitt der Hölzer in eigener Werkstatt durchführte. Hinzu kam seine Erfahrung auf dem Gebiete des handwerklichen Geigenbaues, womit die wissenschaftliche Arbeit Robert Meyers einen praktischen Untergrund bekam. Durch Hinzuziehung namhafter Fachleute, wie den Statiker Hans Krüger in Düsseldorf, wurde der Resonanzkörper der neugefertigten Geigen einer eingehenden statischen Untersuchung unterworfen und laufend verbessert.

Dann kam der Tag, der 4. Januar 1937, an dem Oberingenieur Robert Meyer seine Geigen im Kammermusiksaal der Stadthalle Mülheim (Ruhr) der Öffentlichkeit vorstellte. Es war eine kleine Sensation. Inzwischen war nämlich bekannt geworden, daß es sich bei diesem Konzert um eine ernsthafte Demonstration des modernen

Geigenbaues handelte. Künstler, Dirigenten, Musikwissenschaftler, Geigenbauer und Kritiker waren erschienen, die meisten sehr skeptisch, weil sie die Mißerfolge aller früheren Versuche kannten. Aber sie wurden sehr aufmerksam, als Oberingenieur Robert Meyer über seine wissenschaftlichen Arbeiten und deren Ergebnisse sprach. Dann erklangen zum ersten Male „Meyer-Heide-Geigen“, von Künstlerhand gespielt: Solisten waren Walter Schulze-Prisca und Frau aus Köln, die seit langer Zeit schon musikalische Berater von Robert Meyer waren.

Walter Schulze-Prisca führte mit der Sonate für Solo-Violine von J. S. Bach gewissermaßen eine Prüfung der neuen Instrumente durch, die einen unerhörten Klang entwickelten und den Saal mit ihrem Ton füllten. Selbst die größten Skeptiker gaben danach zu, daß „das akustische Problem des Streichinstruments einer vollendeten Lösung entgegengebracht worden war“. Durch das neue Verfahren war sowohl dem Künstler wie auch dem kleinen Mann Gelegenheit gegeben, sich ein wirklich gutes, brauchbares und tonschönes Instrument zu beschaffen.

Die Pressestimmen bestätigten eindeutig das Gelingen des Experiments. Sie hielten diese Vorführung bereits für einen Abschluß, während Robert Meyer selber die erste öffentliche Vorführung nur als Anfang gewertet wissen wollte.

Schon meldete sich die Gegenseite! Die Kreishandwerkerschaft Düsseldorf strengte einen Prozeß um die Meyer-Heide-Geigen an, der im Oktober 1937 vor dem Duisburger Landgericht verhandelt wurde. Es war eine glatte Sensation, weil sich herumgesprochen hatte, daß der Künstler Walter Schulze-Prisca eine altitalienische Amati zum Vergleich mit einer Meyer-Heide-Geige im Gerichtssaal spielen würde. Über diesen Prozeß schrieb fast die gesamte deutsche Presse.

Die Anklage lautete: „Der am 4. Januar 1937 in der Stadthalle zu Mülheim (Ruhr) von Oberingenieur Robert Meyer gehaltene Vortrag über ein neues Tonsicherungsverfahren sowie über neue Einspielmöglichkeiten für Streichinstrumente hat die Kreishandwerkerschaft Düsseldorf veranlaßt, gegen Robert Meyer Strafantrag wegen unlauteren Wettbewerbs und Betruges zu stellen.“ Die musikalische Sensation blieb zwar aus, die Amati wurde nicht gespielt, dafür platzte gleich zu Beginn eine Bombe, als der Vertreter der Kreishandwerkerschaft Düsseldorf, Geigenbaumeister Otto, zugeben mußte, daß er nie eine Meyer-Heide gespielt, noch gehört hatte.

Über den Prozeß schrieb damals die Lokalzeitung: „Es war selbstverständlich, daß gegen eine so umwälzende Neuerung, wie Oberingenieur Robert Meyer sie ankündigte, Sturm gelaufen wurde. Man durfte dabei auch annehmen, daß sich vornehmlich die Geigenbauer in den Reihen der Gegner aus verständlichen Gründen befinden würden, aber man mußte erwarten, daß der Kampf um das Für und Wider in anständigen Bahnen geführt wurde. Das war leider nicht der Fall. Die Instrumentenmacher warfen vielmehr Robert Meyer vor, er habe sich mit einem wissenschaftlichen Mäntelchen umgeben, um eigennützige Zwecke zu verfolgen.“

In der Verhandlung trat eine Reihe von Zeugen und Sachverständigen auf, Geigenbauer, Wissenschaftler, Statiker, Physiker und Kunstsachverständige. Das Gericht hatte über nichts mehr und nichts weniger zu entscheiden, ob der Geigenbau nur handwerklich oder in Verbindung mit Technik und Wissenschaft gelöst werden könne. Und während der Vertreter der Geigenbauer der Auffassung war, daß die Geige ein akustisches Instrument sei, wurde er von den anwesenden Wissenschaftlern widerlegt, wobei bewiesen wurde, „daß die Geige ein physikalischer Apparat zur Erzeugung von Schwingungen sei, die sich im Ohr – nach der Helmholtzschen Lehre – in Töne umsetzen.“

Oberingenieur Robert Meyer betonte, daß es ihm tatsächlich gelungen sei, eine Serie von Geigen zu bauen, die alle denselben Toncharakter trügen und daß es in seinem Belieben liege, soviel Geigen aufzulegen, wie es notwendig erscheine. In diesem Zusammenhang war die Aussage des Geigenbauers M. Dürrschmitt aus Markneukirchen von Bedeutung, der die von Robert Meyer vorher bestimmten Hölzer fachmännisch bearbeitete. Er erklärte, es sei von Geigenbausachverständigen festgestellt worden, daß die in der Werkstatt der „Heide GmbH“ durchgeführten Vorarbeiten an Sauberkeit und Exaktheit nichts zu wünschen übrig gelassen hätten. Die Geigenbauer seien insgesamt überrascht gewesen von dem vollen und tragfähigem Klang der Geigen. Der Fehler der bisherigen Bauweise habe oft darin gelegen, daß man – um ein besseres Ansprechen der Instrumente zu erreichen – Boden und Decke dünn gehalten habe. Dadurch habe auf die Dauer der Ton nachgelassen, eine Eigenschaft, die die Meyer-Heide-Geigen nicht aufwiesen.

Im Mittelpunkt der Sachverständigenaussagen stand ein Gutachten des Marinebaurats Krüger aus Düsseldorf, eines bekannten Statikers und Materialprüfers, der eine exakte, physikalische Untersuchung durchgeführt hatte. Dabei habe sich ergeben, daß zwischen der Tonhöhe, dem Klang und der Materialbeschaffenheit ein Zusammenhang bestehe. Robert Meyer habe das Verhältnis der verschiedenen Holzstärken zueinander exakt bestimmen und jeden Fehlschlag ausschalten können.

Die Gegenseite, vertreten durch Geigenbaumeister Otto in Düsseldorf, hatte gegen diese massiven Gutachten einen schweren Stand. Otto mußte auf Befragen zugeben, daß er die Meyer-Heide-Geigen weder gesehen noch gehört habe und sie gar nicht kenne. Er sprach der Technik die Fähigkeit ab, den Geigenbau zu beeinflussen. Das Urteil lautete schließlich: „Freispruch auf Kosten der Staatskasse.“ Damit hatte eine Entwicklung ihren Abschluß gefunden, die die Grundlagen für den Serienbau der Geigen und die Vorausbestimmung ihrer Qualität sicherte. Das war auch der Augenblick, in dem maßgebende Künstler zur Weiterentwicklung der Meyer-Heide-Geige herangezogen wurden. So gab Professor Georg Kulenkampff in Dinslaken ein Konzert auf einer Meyer-Heide-Geige, die er anstelle seiner altitalienischen Geige spielte. Davon wußten aber nur wenige Eingeweihte „weil das Publikum von einem großen Künstler erwartet, daß er kostbare altitalienische Geigen spielt“. Am Flügel begleitete Gerd Puchel, der heute selbst zur ersten

Garnitur der deutschen Pianisten gehört. Kulenkampff urteilte, daß die Meyer-Heide-Geige auf dem Wege zur höchsten Vollendung sei. Von diesem Zeitpunkt ab arbeitete Prof. G. Kulenkampff an der Entwicklung der Meyer-Heide-Geigen mit und förderte ihren weiteren Ausbau. Konzerte in Oeynhausen, in Mannheim (Rosengarten) und anderen Städten bewiesen, daß die von Robert Meyer gebauten Geigen in der Tonqualität und im Volumen des Klanges den altitalienischen Meistergeigen sehr nahe gekommen waren.

Der Krieg legte zwar alle Arbeit lahm, aber die Geigenbauwerkstatt in Markneukirchen war die einzige, die weiter arbeiten durfte, um die Meyer-Heide-Geige zu vervollkommen. Inzwischen hatte Robert Meyer auch Versuche unternommen, ganze Orchester mit Meyer-Heide-Geigen auszurüsten und fand dabei in den Generalmusikdirektoren Volkmann (Duisburg) und Rosbaud (damals Münster) eifrige Förderer. Auch diese Versuche gelangen zur vollen Zufriedenheit. Inzwischen hatte sich Robert Meyer auch dem Cello-Bau zugewendet – eigentlich nur, um seine Theorie bestätigt zu finden. Hier konnte das damalige Dresdener Streichquartett mit Cyrill Kopatschka und von Bülow wertvolle Hinweise geben. Im August 1944 schrieb Cyrill Kopatschka aus Dresden, daß er die Meyer-Heide-Geige Nr. 191 auf seinen Konzertreisen im In- und Ausland ununterbrochen im Laufe von drei Jahren in insgesamt 600 Konzerten gespielt habe. Das Instrument habe sich von Anfang an hervorragend bewährt. Es wurde in vielen Fällen als altitalienische Meistergeige angesehen. Er stellte überrascht fest, daß die Geige Nr. 213 sein bisheriges Instrument erstaunlich noch übertreffe.

Als Robert Meyer damit begonnen hatte, die wissenschaftlichen Erkenntnisse schriftlich und für den Fachmann verständlich niederzulegen, kam der Zusammenbruch und die Vernichtung der bisherigen Wirkungsstätte. Robert Meyer verlegte sich deshalb auf die Neutönung guter Geigen, die nach seinem System umgebaut wurden, um ihnen neue Klangfülle zu geben. Hierbei gelang es ihm, das vollendete Instrument zu schaffen, das keiner altitalienischen Geige nachstand.

Als ihm dieses Instrument am 4. April 1949 vorgespielt wurde, wußte er, daß sein Lebenswerk erfolgreich gewesen war. Als die „Air“ von Bach verklungen war, wollte ihm der Künstler die Bestätigung geben, daß mit diesem Instrument die Vollendung gelungen sei. Aber Robert Meyer hörte es nicht mehr, er war tot. Seine Geigen klingen heute noch, aber niemand kann sie nachbauen.